Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 8 (1859)

Artikel: Johann Rudolf Wyss, der ältere : eine biographische Charakteristik
Autor: Wyss, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-120069

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Johann Rudolf Wyß, der ältere,

eine biographische Charakteristik.

Von

Karl Wyß, V. D. M.

Johann Rudolf Wyß, geboren den 18. Januar 1763, war das jüngste Kind des Fürsprechers und nachmaligen Siechenhausverwalters Wyß und der Frau Katharina Tribolet, genannnt de la Lance, beide von Bern [1]). Er hatte vier Geschwister, unter welchen wir zwei hervorheben wollen, die Mutter des Professors und nachmaligen Hofraths von Schiferli [2]), und den unsern ältern Lesern noch bekannten vielverdienten Arzt Samuel Wyß [3]), den Stifter der medizinischen Bibliothek.

Unser Johann Rudolf ward nach der damals unter den gebildeten Stadtbewohnern ziemlich allgemeinen Sitte, die z. B. im Kanton Freiburg noch nicht verschwunden ist, kurz

---

[1]) Ueber den Vater Wyß vgl. Taschenbuch 1853 S. 313.

[2]) Siehe über Schiferli Berner Taschenbuch 1855 S. 243-248.

[3]) Ebendaselbst 1853. S. 313—314.

nach der Taufe aufs Land verkostgeldet und mag dann, wie alle andern, zur obrigkeitlichen „Lehrgotte" in die Schule geschickt worden sein, bis die unter dem Namen der Literarschule bekannte Latein-Staatsschule ihm ihre Thore öffnete, und ihre Doppelpfennige für den obersten Platz spendete. Zur selben Zeit bestieg er zum ersten Mal den Pegasus, d. h. er schmiedete etliche Knittelverse. Als er 9 Jahre zählte, ward ihm das Glück zu Theil, mit einem Hauslehrer den Sommer auf dem Lande zuzubringen; sein Vater hatte in Worb ein Gut zu verwalten. Am liebsten sah er in Worb dem „Zeitmacher Gfeller in der Farb" zu. Mechanische Arbeiten blieben von da an seine Liebhaberei. Daneben hatte er allerlei Strapatzen und Ungemach, das unserer Jugend auf ihren Schulbänken erspart bleibt, ihn aber härtete. Mit dem zehnten Jahre mußte er schon das Griechische anfangen; mit dem zwölften ging das Virgil-Lesen an, und gleich darauf das Hebräische! Heutzutage geht das nicht so schnell. Großen Einfluß auf seine Entwicklung hatte des Vaters Erwählung zum Verwalter des äußern Krankenhauses. Es gab ihm, so lang er beim Vater sein konnte, wieder Gelegenheit, der herrlichen Landluft und der ländlichen Beschäftigungen zu genießen; — und mußte er im Winter in die Stadt ziehen, so entriß ihn sein Kostherr, Professor Kocher [4]), Lehrer der hebräischen Sprache an der bernischen Akademie, seinem Hang zur Tändelei und geschäftigem Müßiggang. Handarbeit, wie Buchbinderei, blieb ihm dabei unverboten. Mit 15 Jahren ward Wyß nach damaliger Schuleinrichtung Student der Philosophie (Gymnasiast), und benutzte die akademische Freiheit dazu, den Sommer bei den Eltern zuzubringen. Er versuchte sich bald darauf in der Kupferstecherei, im Zeichnen,

---

[4]) Vgl. Taschenbuch 1853 S. 247.

in der Musik und in Liedern — der Liebe! Eine am 3. März 1781 in lateinischer Sprache gehaltene Rede hatte zum Gegenstand das Lob der göttlichen Güte bei Betrachtung des Wechsels der Jahreszeiten. Am 6. April des nämlichen Jahres trat er in die theologische Fakultät, verwendete aber den Sommer zu Schweizerreisen, den Winter zu Präzeptoraten.

Unterdessen ist des Vaters Amtsperiode im Aeußern-Krankenhause abgelaufen, und er begibt sich zur Ruhe, die wohl verdient war [5]). Eltern und Sohn wohnen wieder in Bern beisammen, bis nach 1½ Jahren Wyß durch eine Examenpredigt sich den Eintritt ins Predigtamt erwirkt, worauf ihm am 24. Februar 1785 die Handauflegung ertheilt wird. Ein frohes Abschiedsmahl vereinigt die neuen Kandidaten. Da überrascht sie Wyß mit einem Trennungslied, das vom Herzen zum Herzen geht. Es wird gedruckt; Jeder nimmt es zum Andenken auf seinen Weg; denn „Vikarien sind Flugsand", — der geht nach Osten, ein anderer nach Westen, den Dritten rafft der Tod weg. Wyß behält indessen noch eine Weile freie Zeit und benutzt sie; er reist, er zeichnet, dichtet, besucht Gesellschaften; er macht Register und — Liebesklagen, ja — wir sind im lachenden 18. Jahrhundert — er tanzt! Ein Vikariat in Siselen macht endlich diesem Treiben, daran Niemand sich zu stoßen scheint, ein Ende und es beginnt für ihn die Zeit des Ernstes, die schöpferische Zeit.

Ists möglich, wird mancher Leser und manche Leserinn fragen, bereitete man sich so aufs heilige Amt vor? Ja, es

---

[5]) Wyß war ein geistreicher Mann und gewandter Fürsprecher. Noch bewahrt die Familie eine goldene Denkmünze in silberner Kapsel mit ehrender Inschrift auf, welche Vater Wyß von Friedrich dem Großen für die Führung eines Staatsprozesses gegen sein Fürstenthum Neuenburg erhalten hatte.

ging heimelig zu, in aller Welt wahrscheinlich. Mit 14 Jahren genoß man der akademischen Vorrechte und war ein Herrlein, und ging mit 16 Jahren in Gesellschaft, schön gepudert und frisirt. Mit 18 Jahren ein Herr, trug der Theologe in der Vorlesung den schwarzen Mantel (welcher im akademischen Viertelstündchen gelegentlich als Schutz- und Trutzwaffe diente) und schwarze Kleidung. Häufig aber brachte er, wie wir eben ein Beispiel hatten, die Hälfte der Studienzeit auf einer Landvogtei oder einem Landgut als Hauslehrer zu. In diesem Falle erhielt er von den Professoren Aufgaben, und stellte sich zu den jeden Herbst stattfindenden theologischen Jahresprüfungen ein. Von dem Nutzen der theologischen Vorlesungen kann man sich ungefähr eine Vorstellung machen, wenn man weiß, daß ein Student in 6 Jahren weder die ganze Dogmatik, noch die ganze Kirchengeschichte hätte hören können, sondern höchstens die Hälfte; daß seit der Reformation die 2 eigentlichen theologischen Professoren, derjenige der Dogmatik und derjenige der Polemik, nebst etlichen praktischen und Disputirübungen nur zu 3 wöchentlichen Vorlesungen angehalten waren [6]); daß die Exegese vernachlässigt war, die praktische Theologie — am Ende das wichtigste Fach nach der Bibelkunde — noch in der bemühendsten Kindheit lag; — und endlich, daß man es zu selber Zeit mit Allem gerne leicht nahm. Stadt und Republik Bern glaubten das goldene Zeitalter gekommen. Weil das Feld wohl getragen, sprach man: „ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen.“ Denn in der That, das Land floß von Milch und Honig, Bettler sah man keine. Unter seinem Weinstock und

---

[6]) In der Reformationszeit waren aber die Professoren zu täglichen Bibelauslegungen in der Kirche verpflichtet, welchen die Studenten, und eine Weile auch die Landpfarrer, zuhören mußten.

seinem Feigenbaum lebte Jeder zufrieden und kümmerte sich wenig um Sturm und Drang der Geisterschlachten, die zu gleicher Zeit in der Literatur geschlagen wurden. — Nicht, daß Wissenschaft und Literatur in Bern gänzlich wären vernachlässigt worden. Die Arbeiten der Oekonomischen Gesellschaft z. B. waren von europäischer Bedeutung. Kant zählte viele Anhänger in Bern und die typographische Gesellschaft verlegte mehr als ein bedeutungsvolles Werk. Schulreformen wurden vorgenommen; ausgezeichnete Männer rüsteten sich, einen geistigen und sittlichen Umschwung herbeizuführen. Aber die Auseinandersetzung der Geister, die französische Revolution, war noch nicht gekommen, daher das Behagen und die — ach so scheinbare! — Unschuld in vielen Verhältnissen. — Damals klagte man nicht, daß die Jugend auf den Schulbänken verblühe und verblasse. Der Acker lag länger brach. Wyß klagt in spätern Jahren bitter über die Bildungsanstalten, die er durchgemacht [7]). Dann aber holt er, wie ein neuaufgebrochener Acker, das Versäumte mit dop-

---

[7]) Lyrische Halle 162—164.

. . Nur den Musen dank' ichs . .
„Wenn der Geist nicht roh geblieben,
„Nicht das Herz erkaltet ist. . .
„Ach so Vieles schlug mich nieder,
„Doch das Flüstern kleiner Lieder . . .
„Hob des Knaben Muth. . . .
„Liebe zu dem Sittlichschönen
„Nährt am Bildlichschönen sich,
„Und vereint mit Glaubenstönen
„Lenkte, schützte, hielt sie mich. . .
„Geßner, deine Hirtenflöte,
„Früh vertraut dem Knabenohr,
„Klang mir in der Morgenröthe
„Werdender Gefühle vor."

pelter Kraft nach, und was er nun erlernt, ist doppelt und dreifach sein. Denn man übersehe es nicht, unsere Aeltern und Großältern haben die Wiedergeburt der Wissenschaften in mehr und minder buchstäblichem Sinne mitgemacht; und das als Autodidakten. — So betrieben, haftet auch die mangelhafte Kenntniß und wird fruchtbar durch die dabei gemachte Anstrengung des Geistes.

In dieser Weise sehen wir denn auch Wyß, — kaum ins Amt getreten, schon selbstständig und mit großer Selbstzuversicht seine Stimme erheben, und die literarische Laufbahn betreten. Eine seiner ersten Arbeiten war ein Aufsatz im Schweizerischen Museum von 1787. S. 755. ff. „Ueber einen zweckmäßigen Unterricht für Prediger und Seelsorger, besonders auf dem Lande." Dieser Aufsatz hat Werth als Beitrag zur Charakteristik des damaligen höhern Unterrichts. Er klagt, die schönsten Fächer werden jeweilen in einem Alter gelernt, wo man nicht im Stande sei, sie zu würdigen; so namentlich die Klassiker und die Philosophie. Mit der alles überwuchernden Polemik verliere der Theologe auch unter dem gegenwärtigen geistvollen Lehrer derselben seine Zeit [8]). Zur Seelsorge, zu den schwierigen Vorkommenheiten im geistlichen Amtsleben, werde man nicht angeleitet. Wie wünschenswerth es wäre, „wenn die Predigtkunst je von dem besten Stadt-„prediger mit Kritik und praktischer Anleitung nach guten „Mustern vorgetragen würde!" Die Disputirübungen, wie sie stattfinden, seien leere und langweilige Scheingefechte. Die katechetischen Uebungen würden lateinisch gehalten (wie die Dogmatik), so daß hernach im Amt eine Kinderlehre das

---

8) Daniel Ludwig Studer, von Bern, von 1774 bis 1796 zweiter Professor der Gottesgelehrtheit und mehrmals Rektor der bernischen Akademie; derselbe trat nie als Schriftsteller auf.

Schwerste sei. Die Privatlekturen der Studenten bezeichnet er als meist planlos, daher am Ende Entmuthigung eintrete.

Hat Wyß die von ihm besuchten Anstalten hiemit unsern Lesern charakterisirt, so lassen wir ihn nun sich, d. h. den auch ihn beherrschenden Zeitgeist charakterisiren. Hören wir, was er von dem Predigtamt und von der Predigt des Glaubens hält, wobei nicht zu übersehen ist, in welcher Zeit das Nachfolgende geschrieben wurde. „Auf dem Lande, „sagt er, sind allemal, und in der Stadt meistentheils, die „Pfarrer die einzigen Werkzeuge zur Aufklärung und zur „Erhöhung des Charakters. Besitzt das Volk Lehrer (d. h. „Religionslehrer, Geistliche) von großen Verdiensten, so bauen „sich seine Erkenntnißkräfte an, seine Denkungsart veredelt „sich, seine Sitten mildern und reinigen sich. Es gewöhnt „sich an Ordnung, gesellschaftliche Tugenden und freudigen „Gehorsam gegen die Obrigkeit. Kaum bleiben jene verdienst„vollen Lehrer (der Religion) aus, so verfällt das Volk in „Stumpfheit, Blödsinn, Niederträchtigkeit, Ausschweifung, Lei„denschaft und Meuterei."

„Moral ist doch immer der eigentliche Religionsunterricht, und ihre Ausübung der wahre Gottesdienst, laut Bibel und Vernunft. Soll die Gemeinde besser, frömmer, beglückter werden, so muß man ihr durch die Moral den Weg zeigen; diese wichtigste aller Wissenschaften, diese oberste Stufe aller Weisheit, diese unfehlbare Bahn zur Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts." — — — Es war dieß damals die neueste — es war die alttestamentliche Anschauungsweise; vielleicht die altbernische Tradition; so neu — und so alt!

Der genannte Aufsatz über die Heranbildung der Landgeistlichen war indeß nicht der einzige, den er als Vikar veröffentlichte. Gemeinnützige Bestrebungen, wie sie damals die Gemüther der Bessern erfüllten, leiteten seine Feder auf ver-

schiedene Gebiete, sogar auf den „Buttermangel," über welchen eine Preisfrage der Oekonomischen Gesellschaft ausgeschrieben war; so schrieb er auch über Landschulen und Armenanstalten; wagte sich auch nach seinen Studien über die Poesie und die Poetik an größere und kleinere Dichtungen und Novellen: — kurz, es erwachte in ihm ein Trieb, seine Talente zu gebrauchen und geltend zu machen, und sein jugendliches Licht leuchten zu lassen, — wie wir's nach dem Vorhergegangenen kaum erwarten konnten.

Daß er die Zuversicht hatte, er wisse Manches besser, und könne durch Klügeln dem Wagen aus dem Sumpfe helfen, und daß er dann verlangte, man solle seine Räthe befolgen, und durch Unbotmäßigkeit verstimmt wurde; — das werden Diejenigen am wenigsten in Abrede gestellt haben, welche mit gleichen Ansprüchen ihm gegenüber standen. So viel ist gewiß, daß er nicht seinen Vortheil suchte, daß er die Gebrechen seines Landes und Volkes auf mitleidendem Herzen trug, und überall zu helfen und zu retten erbötig war. Er wollte am Volksglück einen thätigen Antheil haben. Er suchte dasselbe, wie wir sehen, in einer werkthätigen Uebung der Gottseligkeit, von welcher er mit den Besten seiner Zeit am liebsten Erleuchtung über das Wohl des Ganzen und der Einzelnen, Aufklärung, Gesittung erwartete. Die Kirche sollte dabei Hand in Hand mit der Obrigkeit gehen, und die justitia civilis durch die Antriebe der Gottesfurcht, der Ehrerbietung und Selbstaufopferung gestützt und also tiefer gegründet werden. Wir werden nicht irre gehen, wenn wir dieß als die Gesinnung ansehen, mit welcher er sich um die Pfarrstelle zu Münchenbuchsee bewarb, die er erhielt und am 17. Juli 1791 bezog; worauf er sich nun auch nach der Welt Lauf in weniger als 2 Monaten verehelichte. Maria Ernst, die Tochter des verstorbenen

Pfarrers von Hilterfingen, ward seine Gattin. Es beginnt für ihn eine der ernstesten Zeiten.

Nachdem der neue Pfarrer von Münchenbuchsee seine Hausbesuchungen gemacht, seine „Rödel" der Bevölkerung, der Almosen, der gehaltenen Predigten und Katechesen u. s. w. in gewohnter Kleinlichkeit und Pedanterie linirt, rubricirt und notirt hatte, wendete er sein Augenmerk den Schulen zu. Wo er hingekommen war, hatte er im Interesse eines tüchtigern Unterrichts bisher darauf gehalten, daß die Hübnersche Kinderbibel und das (durch Einführung des neuen Gesangbuches beseitigte) Stapfersche Psalmenbuch gebraucht und das Schreiben allgemein eingeführt wurde. So auch hier. Nach und nach schrieb er Pläne für den Dorfschulunterricht und betrieb den Bau eines neuen Schulhauses. Er gründete, durch ein namhaftes Geldgeschenk, die **Schullehrerbibliothek** des Kantons. Der vorzüglichste Theil seiner Amtsführung waren wohl seine Predigten, von denen wir aber später reden wollen. Gewaltig und flehend zugleich hatte er seine Stimme am außerordentlichen Bettag, 16. März 1794 erhoben, welcher aus Anlaß von Hunger, Theuerung, Reislaufen und auswärtigem Krieg gefeiert worden war. Die Gräuel der französischen Revolution schwebten Allen als eine nahe, schreckliche Mahnung vor. Er nannte die Krebsschäden im Volksleben, aber auch die Heilmittel mit Namen. Diese Predigt ist im Druck auf uns gekommen unter dem zwiefachen Titel: „Ein Wort fürs Vaterland, gesprochen im Tempel," und „die Stimme des Hirten über die Mängel und Fehler unseres Vaterlandes."

Der Schmerz über das häufige Prozessieren trieb ihn an, sich im Gesetzbuch, insonderheit den Vogtsgesetzen umzusehen. Daneben legte er sich auf die Geschichte seines Vaterlandes und schrieb eine Chronologie der Bernischen Geschichte

für den Unterricht; sie kam aber nicht in den Druck. Ueber seine übrigen Privatstudien, beinahe in allen Wissenschaften, (nach Handbüchern versteht sich, nicht aus den Quellen, und mit analytischen Auszügen) berichtete er an Prof. Johann Samuel Itth, einen der bedeutsamsten bernischen Gelehrten seiner Zeit [9]). Es war ihm um nicht mehr und nicht minder zu thun als vorerst die Bibel, danach die zur Bildung des Verstandes nöthigen Kenntnisse zu seinem innersten Eigenthume zu machen. Daneben zeichnete und dichtete er; Beiträge zum Schweizerischen Museum und Novellen, Trostlieder, Schweizergedichte und Elegien fallen in diese Zeit [10]). Ja, er verfaßte ein Ehestandstagebuch und lehrte seine Frau noch einmal schreiben und rechnen!! Von hier an müssen wir aber das Gewölk sich sammeln sehen, das erst nur seinen, aber endlich auch den vaterländischen Geschichtskreis umdüstert.

Wyß verstand es leider nicht, mit Usteri „die Röslein die am Wege blühen, zu entdecken" und mit Hölty des „Harm's zu vergessen": er mußte die Dornen am Lebensweg suchen und richtig auch finden. Da hatte Kuhn eine glücklichere Natur. Der singt (Alpenrosen 1811)

„U drum, Gottlob, uf gwüssi Wis
Hani scho hie mis Paradies; . . .
Und's dunkt mi schier, e jederma
Sötts sauft so gut o chönne ha."

---

9) Ueber Itth vergl. Taschenbuch Jahrg. 1853. S. 244—245.

10) Abgedruckt sowohl in verschiedenen Zeitschriften (z. B. derjenigen von Wien) als auf fliegenden Blättern mit und ohne Angabe des bernischen Buchdruckers.

Erst hatte er manchen Verdruß mit dem Landvogt Nikl. Bernhard Stürler. Die Vertreter von Kirche und Staat in Münchenbuchsee wohnten nämlich im ehemaligen Kloster, und in Klöstern wohnt nicht allezeit Friede, besonders wenn man nicht weiß, ob das roth und schwarze Fähnlein auf dem Brunnen der weltlichen oder der geistlichen Gewalt angehört [11]). Mit großen Herren nun ist nach dem Sprüchworte nicht gut Kirschen essen, und den Frauen und den Pfarrern wagt der Nachtwächter nicht zuzurufen: „„laßt Euch sagen!"" —

Dann trat mit dem Tode seiner Schwester Schiferli, und seines Erstgebornen, Emanuel Rudolf, 1795 die Zeit des Schmerzes, Krankheit und Leiden in die Haushaltung. Wyß faßte sich zwar — wir sehen es aus der im Druck erschienenen Predigt „Worte zur Beruhigung beim Verluste kleiner Kinder" — als ein Christ; sich stärkend, stärkte er Andern den Glauben. Allein wir sehen es aus vielen seiner Lieder, wie schwer die Wunde vernarbte. Und nun kam zu seiner Hypochondrie — denn diese spielte bei ihm eine bedeutende Rolle — Unzufriedenheit mit einer Gattin, deren Eigenheiten fast nur aus theilweiser Geistesstörung konnten erklärt werden: — und am 14. September 1797 ward die Ehe gerichtlich getrennt!

Noch ist aber der nicht unverschuldete Leidenskelch nicht zur Hälfte geleert: es steht eine grausigere Scheidung bevor, die schweizerische Staatsumwälzung unter dem Schutz und Trutz der französischen Bajonnette: und ob dieser Scheidung waltet eine noch bedeutendere, die in der französischen

---

[11]) Die zu öffentlichen Gebäuden gehörenden Brunnen waren mit einem eisernen Fähnlein mit dem Kantonswappen bezeichnet. Der Landvogt beanspruchte den Brunnen für sich und verbot ihn dem Pfarrer.

Revolution ausgebrochene Scheidung des natürlichen Menschen von dem bessern Menschen, und die in Frankreich vollzogene Zersetzung der von Gott eingesetzten, aber von den Menschen seit Jahrhunderten zur Selbstsucht mißbrauchten Ordnungen und Verhältnisse. Da konnte hypochondrisch und verzagt werden, wer, wie Wyß und seine poetischen, philosophischen ja auch theologischen Zeitgenossen, den Menschen für natürlich gut und sündlos gehalten hatte, und da rächte sich die Verkennung der biblischen Lehre vom Sündenfall, (die wir ja an unsern Kindern täglich beobachten können), dadurch, daß fast Niemand mehr wissen wollte, wie man jetzt vom Fall wieder aufstehen könne. Denn daß das Volk mit der Umwälzung von 1798 keinen Fortschritt zum Guten gemacht hatte, zeigt die Geschichte. — Gestatte uns nun der Leser eine kleine Episode aus Wyßens Erlebnisse im „Uebergang" [12]); — sie hat auch ihre Schlaglichter.

Schon drei Tage vor dem 5. März — Bern's Capitulationstage — hatte man Kanonenschüsse gehört. Zu Wyß, der im Dorf Münchenbuchsee umherging, kamen weinende Mütter, suchten Trost und brachten ihm ihre Kinder. Während der Kanonade taufte er zwei Kinder. Anvertraute Armengelder theilte er sofort aus und bezahlte alle seine Schulden.

Der Jammer, die Wachtfeuer, das Geläut der Sturmglocken, das Wimmern der Bewohner nahm zu. Aus dem Mund der am Samstag, 3. März, durchziehenden eignen Truppen kamen Verwünschungen und falsche Berichte. Mit eigener Gefahr arbeitete Wyß Sonntags dem Mißvergnügen und Mißtrauen der Soldaten gegen ihre Obern entgegen, lief

---

[12]) So nennt man im Kanton Bern in der Volkssprache die Staatsumwälzung von 1798, wo Bern zum ersten Male in die Gewalt eines fremden Feindes fiel.

die Compagnie auf und ab, predigte auf allen Gassen und auf der Kanzel, und erlangte wenigstens Zutrauen und Aufmerksamkeit. Montags, 5. März, bewaffneten sich nebst den alten Männern Weiber und Mädchen und Knaben mit Gewehren, Gabeln und Sensen, und rannten weinend und zitternd dem Feinde unter dem Geläute der Sturmglocken entgegen: Flüchtlinge kamen angelaufen; die Kanonen donnerten schon auf dem nahen Wylhof. Obschon die Kugeln an dem einsam wandelnden Pfarrer vorüberpfiffen, obschon er Zeit gehabt hätte, vor dem Feinde nach Bern zu gelangen, mochte er doch nicht entfliehen. Er hatte zu Haus weder ein Weib noch ein Kind. Unwiderstehlich zog es ihn dafür zu seiner Gemeinde. Als die Franzosen herannahten, stund er harrend an der Hofpforte. Mit verhängtem Zügel und gezücktem Säbel galloppirte ein Husar auf ihn zu. Wyß zog den Hut ab, bat ihn für sein Dorf und sich selbst um Schonung und erhielt höflich die Antwort, daß Niemand ein Leid geschehen solle. Ebenso höflich ward er um seine Uhr — ein liebes Andenken — gebeten. Ein Offizier sprengte heran, forderte und erhielt einige Louisd'or. Der Landvogt Stürler ward um 50 Neuthaler und um Pferd und Fuhrwerk geprellt. Einer angeblichen Schutzwache mußte Wyß allererst den Geldbeutel anvertrauen. Unter den schönsten Redensarten über die Großmuth der französischen Nation, welche Niemand den Kopf — „„spalte"" — wurde das Pfarrhaus geplündert. Silberzeug, Wäsche, Getränke, „Hemden mit Jabots für unsre Schönen," und ein Pomadenstengel fanden Gunst. Manchmal konnte Wyß bei den Plünderern etwas wieder eintauschen, mußte auch über eint und anderes Späßchen, das mit unterlief, lachen. Gegen einen besonders zudringlichen Soldaten fand Wyß Schutz bei den übrigen, und ein wahrhaft edler Mann, Pierre Collot, betrug sich mit ungemeinem Zart-

gefühl. Als sie fort waren, überschaute er, was ihm geblieben, und es fand sich — merke dir's Leser, für die Zukunft! — daß Alles, was Schloß und Riegel hatte, angetastet worden war [13]). Kaltblütigkeit, prompte Bedienung, Fertigkeit im Französischen retteten ihn. Nach dieser Erleichterung seiner irdischen Last verspürte er einen tüchtigen Appetit; und da die Köchin weislich den Reißaus genommen hatte, stillte er seinen Hunger mit einem kalten Gabelfrühstück — es war natürlich jetzt eine eiserne Gabel; — und würzte das Mahl mit — Knigge's Umgang mit Menschen. —

Es wurde später berechnet, nur die Kirchgemeinde Münchenbuchsee allein habe in dieser Plünderung an Werthsachen, Beweglichkeiten, Naturalien und Vieh 17,909 alte Franken 22 Rappen verloren. Mit Gut und Ehre von Männern und Weibern war man an manchem Orte schauderhaft umgegangen. Die Bauern sagten dabei: „wenn nur die Religion nicht unterdrückt, unsere Söhne nicht fortgeführt, unsre Mädchen nicht entehrt werden, so wollen wir uns in Alles ergeben." Danach fragten aber die Franzosen nicht. Thierische Scenen wechselten übrigens mit schönen Charakterzügen ab.

Es ist schwer, die Stimmung unsers Wyß in jener Zeit zu beschreiben. Er scherzt; aber sein Lachen ist kalt; er erheitert Andere, und verräth dabei, daß er verdüstert ist. Er trägt Leid um sein Vaterland und thut sein Möglichstes zu helfen, wo er helfen kann — aber der Schlag fiel allzurasch, allzuschwer. Dieß Bern — der Gegenstand der Bewunderung eines Friedrich II., eines Joseph II., eines Iselin, eines

---

13) Es ist ein psychologisch merkwürdiger Zug: Die verschlossenen Schränke aufgebrochen, die offenen nicht untersucht! Hätte man das gewußt, man hätte die Kostbarkeiten in offenen Schränken aufbewahrt.

Johann von Müller, eines Montesquieu; — dieß Bern, dessen Rath eine Versammlung von Königen genannt worden war, und von dem Karl Viktor von Bonstetten, dem bekanntlich keine Befangenheit in einer zu günstigen Beurtheilung seiner Standes- und Regimentsgenossen inwohnte, bezeugt „in den 22 Jahren seiner Laufbahn als Mitglied des Großen Raths habe er nicht Eine Ungerechtigkeit wissentlich begehen sehen, so daß übel erzogene Patrizier im Rath zu bessern Menschen erzogen wurden"; — dieß Bern ist in Staub getreten, ist seit seiner Gründung zum ersten Mal revolutionirt, besiegt und unter das bedenklichste Joch gezwungen! Und wir Knechte eines fremden Volks ohne Treu und Glauben! So mochte sein bekümmertes Herz ausrufen. Und es war Stoff genug zu gegründeten Befürchtungen. Nur zwei Jahre, und es erheben sich aus den helvetischen Räthen selbst die bittersten, die schwersten Anklagen gegen die große Nation, welche alle vielhundertjährigen Republiken im Namen der Freiheit in das Verderben gestürzt. Die bisherigen Regenten fühlten den ersten Schlag des jungen Geieradlers, die Kirche fühlte den zweiten, das Volk den dritten. Wyß klagt in keinem seiner hinterlassenen Papieren für sich selbst über die Schläge, die seinen Stand betreffen: — Aufhebung der Chorgerichte, Entziehung des Wahlrechts der Geistlichen, Abschaffung der „Feudallasten", auf deren Ertrag der Pfarrer angewiesen ist zu seinem Unterhalt. Aber er fühlt mit und für Andere. Schien es doch lange, als sollte selbst aus den Schulen der Religionsunterricht verbannt werden; und als wollte man die studierende Jugend vom Studium der Theologie durch die Aussicht auf ein Amt ohne Brod (das war in wahrster Wirklichkeit der Pfarrdienst während 1½ Jahren) abschrecken. Was Wunder, wenn ihm bang ist um die höchsten, wie um die irdischen Güter des Volkes? So greift er

denn zur Feder, sie zu retten. In Flugschriften entladet er das Gewitter, das sich in seinem Haupte gesammelt hat. Ernst, dem Inhalt nach, der Form nach humoristisch sind seine „Gespräche zwischen einer Zehntgarbe und einem Bodenzinsmäs" — über die Abschaffung der Feudallasten; sein „Constitutionsgespräch in der Schenke" betreffend die neue Verfassung. Wehmüthig, satyrisch ist seine „Göttin der Freiheit." Schaal sind manche andere Witzgeschichten aus dieser Zeit; und sein Wochenblatt „das Bernerblatt", 1800, worin die mit schärfster Ironie gestellte Schädigungsklage eines bernischen Patrioten in Briefen an seinen Sachwalter das beste ist, starb bald eines natürlichen Todes. Wer Unruhige beruhigen will, muß selber Friede haben: wer Verdüsterte aufheitern will, muß sein wie die Cisterne, darin am Tage sich die Sterne spiegeln. Aber ach! der Morgenstern war den Herzen, auch dem seinen, noch nicht so oft aufgegangen als der Abendstern! —

Indessen, je mehr die Wirkungen der verheerenden Fluthen der neuen Bewegung hervortraten, desto klarer erkannte der Vaterlandsfreund seine besondere Aufgabe. Daher denn Wyßens Feder sich solchen bestimmten Aufgaben, und mit mehr innerm Beruf und Gabe, zuwendet. Die Behörden forderten nämlich rechts und links über alles Mögliche Berichte. Wyß gab oft mehr als das; er reichte förmliche Gutachten ein z. B. gegen die Entfernung der Schulmeister vom Religionsunterricht; über Abstellung des letztern in den Schulen; über Pfarrbesoldung; über Abgaben und Militärexekutionen; er machte Gesetzesvorschläge über Heimathscheine, Schenkrecht, Hintersäßgelder; vorzüglich hervorzuheben ist hier seine „Denkschrift über die Schenkfreiheit, der Helvetischen Regierung gewidmet." Diese populärste aller Freiheiten war nämlich eingeführt worden, und Wyß stellte nun der Behörde die

Wirkung und Tragweite dieser Freigebung des Ausschenkrechts nach allen Seiten, mit namentlichen Belegen aus seiner Gemeinde vor, schilderte in den lebendigsten Farben das damit gepflanzte Unheil, beschwor die Väter des Volks bei Allem was ihnen heilig sei, darin Aenderung zu schaffen, auf daß nicht des Volkes höchstes Wohl einigen abstrakten Sätzen über Freiheit geopfert werde. — All das mit Namensunterschrift.

Diese Schrift athmet, wenn je eine, den sittlichen Ernst des wahren Volksfreundes; und da sie dem Verlangen vieler Bessern einen würdigen Ausdruck geliehen hatte; da ferner die Eidgenössischen Räthe sich aus der Volksstimme (z. B. aus den Vorkehrungen gutdenkender Vorsteher im Amte Seftigen), aus der Presse und der eigenen Erfahrung von der Wahrheit der Vorstellung mochten überzeugt haben, so wurde den in der Schrift dargelegten Wünschen Rechnung getragen, so daß Wyß für sein unerschrockenes und warmes, von heiligem Ernst eingegebenes Auftreten reichlich belohnt und für die erlittenen Unbilden entschädigt war; denn in seiner Gemeinde konnte man ihm die angeführten Beispiele nicht verzeihen und die gegnerische Presse schonte seiner nicht. Der von dem antihelvetischgesinnten geistreichen Professor Zeender redigirte „Helvetische Zuschauer" vom 26. April 1800 sagt darüber, daß „außer dem Verdienst der Wahrheit, des Eifers „für gute Sitten und der Sachkunde, bei dem Muth mit „dem Wyß in die Schäden und Geschwüre unsers sittlichen „Zustandes eingreift, die Schrift das Verdienst habe, von „Allen, die es anbetrifft, gelästert und gehaßt zu werden, „folglich eben denen zu mißfallen, deren Lob ein Tadel „wäre."

Mit gleichem Eifer regte Wyß in Höpfners Helvetischer Monatsschrift, 1800, p. 136 einen Gegenstand an, unter

welchem unser Armenwesen noch zur Stunde leidet: die leichtsinnige Gemeindsbeläſtigung mit Verdingkindern. Unter dem Titel: „Rekurs an die Gerechtigkeit gegen nichtswürdige Eltern" zählte er, wiederum mit Namensunterschrift, solche Beispiele aus den ihm bekannten Gemeinden, die seine nicht vergessend, her, und deckte die Schlechtigkeit solcher Väter und Mütter auf, welche sich der Elternpflicht entschlagen und ihre Kinder „auf die Gemeinde werfen", und frägt, ob denn keine Mittel gegen solche Pflichtvergessenheit zu finden seien, und macht Vorschläge. — Aber . . . !

Da unter dem Antrieb eines so trefflichen Ministers der Wissenschaften, wie Albert Stapfer einer war, und im Anblick der Nothstände der Schweiz das Schulwesen und Erziehungswesen sich neu zu entfalten schien, so blieb Wyß auch da nicht zurück. Zwar war er nicht unter der Zahl der neuen 30 Schulinspektoren, (meist Geistlichen), aber er half in seiner Gegend was er konnte und widmete seine Aufmerksamkeit der neuen pestalozzischen Anstalt in Burgdorf zu. Freilich knickte eben wieder ein Zerwürfniß mit seinem Schulinspektor die Lust und den Erfolg nachhaltigen Wirkens. — Fellenberg, damals Präsident der Behörde, welche Stapfer zur Ermuthigung des Primarschulwesens niedergesetzt hatte, bezeugte, „es hätte ohne die verunglimpften Pfarrer und ihre wunderbare Geduld und Liebe das Schulwesen zusammenbrechen müssen."

Einmal angeregt, mochte eine solche geistige Thätigkeit das beste Gegengift gegen Wyßens Trübsinn sein. Er trat in einige litterarische Verbindung mit Deutschland, dessen schöne Literatur er sich zu eigen gemacht hatte, er dichtete für den Göttinger Musenalmanach, besang sogar mit sinniger Auffassung die deutschen Sylbenmaße nach ihrer Macht auf das Gemüth des Hörers und lieferte in die Zürcherischen

Neujahrsstücke [14]) eine Beschreibung des Bades Weissenburg, dessen Wasser er leider öfter zu gebrauchen im Falle war. Daneben erquickte er sich an der geistreichen und tiefen Unterhaltung der Gattin des gewesenen helvetischen Generalsekretärs Rudolf Steck von Moosseedorf, Aimée Steck geborne Guichelin [15]). Sie hätte Wyß auch gern zufrieden gesehen. Sie rief ihm, bei ihrem Abschied von Moosseedorf zu:

O Vous, plus fortuné, Vous à qui le destin
Accorde un ermitage, une lyre, un jardin,
Sachez goûter ces biens, dont sa main est avare.
Le bonheur, ce fruit précieux,
Est plus ignoré qu'il n'est rare.
Il veut être cherché; le sort capricieux
Le fait naître à nos pieds et le cache à nos yeux.

---

[14]) Neujahrsgeschenk der Gesellschaft zum schwarzen Garten auf das Jahr 1822.

[15]) Rudolf Steck, Sohn des Kommandanten Steck von Aarburg, war vor Mousson eine kleine Weile helvetischer Generalsekretär; bald darauf Mitglied des obersten Appellationstribunals, zugleich Referent in Kriminalsachen, starb am 21. Sept. 1805. Moosseedorf war der Landsitz, welchen er inzwischen bewohnt hatte. Vgl. Berner Taschenbuch 1853 S. 285—286.

Aimée Steck, geb. Guichelin, seine Gattin, von Versailles gebürtig, galt in ihrer Kindheit als ein Wunderkind, ernährte sich vor ihrer Heirath durch literarische Beschäftigung, trat im achtzehnten Jahre zur protestantischen Kirche über; eine durch seltene Vorzüge des Geistes und Herzens, durch eine noch seltenere Bescheidenheit und Herzensfrömmigkeit ausgezeichnete Frau. Bei dem leider allzufrühen Tod ihres Gatten schrieb Wyß in die Alpenrosen (1814):

Aus seiner Gattin Arm ging Steck, der Edle, fort.
Im Himmel war er hier, im Himmel ist er dort.

Er aber antwortet mit einer schwunghaften Schilderung dessen was noch erquickend auf ihn wirke (die Kunst, die Dichtung, jährliche Schweizerreisen): und fügt dann eine schmerzdurchdrungene Schilderung dessen bei, was ihn niederdrücke.

„Wenn der Kranke, deß ich menschlich pflege,
„Der Verstoßene, den ich an's Herz mir lege,
„Mir dafür den Giftdolch bohret in die Brust ....!
„Wenn der Acker meiner Mühe
„Mir nur Dornenerndten trägt....!

. . . . .

„Sei's daß eigner Fehl den Kahn am Riff zerschelle,
„Bin ich drum am sichern Land,
„Wenn des Schicksals Ruthen meine Schwächen
„Doppelt streng an meinem Herzen rächen?"

Zu diesem Schmerz kam noch einer — der Tod seiner Mutter.

„Alles todt! die Thränenweide,
„Und der Gruftplan, diese beide
„Sind im tiefen Herzeleide
„Mir zu Tröstern beigesellt! —

Endlich ward ihm die Einsamkeit zu drückend und das Jahr darauf, den 30. April 1804, wurde er in der Kirche zu Kirchdorf der Jungfrau Julia Margaritha Kasthofer, des bekannten Forstmanns Schwester, angetraut. Das Jahr darauf gebar sie ihm einen Knaben. Wie hing er an diesem Kinde! Es war sein Lebensglück! Als Emanuel Friedrich, so hieß er, sein drittes Jahr erreicht hatte, erhielt sein Vater die Pfarrei Wichtrach. Alles deutete auf die Wiederkehr besserer Tage. Aber am 17. Juli 1809 drückte der geprüfte Wyß seinem Liebling schon wieder die Augen zu. Dazu kam

eine beständige Krankheit seiner Gattin. Nicht fünf Jahre, und er steht auch an ihrem Sarge — — 15. März 1814. Von da an hat er bis an sein Ende ein einsames Leben geführt. Eigene Kränklichkeit, und die alte Schwierigkeit, bei seinen Eigenheiten sich in seine Gemeinden zu finden vielleicht dazu, ließen ihn auch in seinem Amt nicht das nöthige Gegengewicht zu seinem Schmerze finden, und so geschah es, daß er im Jahre 1821, nach 13jährigem Wirken, wegen Athmungsbeschwerden die Pfarrei Wichtrach aufgab und sich in das Privatleben zurückzog, dessen er, wohl wider sein eigenes Erwarten, noch 24 Jahre genoß.

Bevor wir nun mit ihm den zweiten, freithätigen Theil seines Lebens durchlaufen, sei uns eine kurze Erinnerung an seine Predigten gestattet. Wir haben deren zwei noch zu besprechen, die gedruckt vor uns liegen und dann ein Urtheil der Kritik anzuhören.

Nachdem 1803 die Mediationsregierung ihr Amt angetreten hatte, verordnete sie nach alter Sitte eine Huldigungspredigt. Nach der Stimmung, in welcher sich Bern beim sogenannten Stecklikrieg befunden hatte [16]), wäre ein zuversichtlicher Siegesgesang nichts Befremdendes gewesen. Mancher Pfarrer mag ihn wohl angestimmt haben. Wyß betitelt seine erste Huldigungspredigt: „Friedenswunsch für das friedensbedürftige Vaterland." Es drängt ihn, vor Uebermuth und

---

[16]) Die Schuljugend hatte damals dem französischen Gesandten mit Spott und Hohn das Geleit aus der Stadt gegeben. Die roth und schwarze Farbe an Kleidern und sogar an Milchtöpfen, diesen Vorläufern der „Reaktion von 1802", welche wieder mit Bären prangten, deren lange rothe Zunge des Herzens Gedanken klar verrieth, war als Parteizeichen mehr und mehr hervorgetreten, bis sie als Siegeszeichen wieder allgemeine Geltung erhielt.

fleischlicher Sicherheit zu warnen. Er ist wie ein Schiffer, der eben den Sturm durchgemacht hat, der noch den trüben Schaum auf den vertobenden Wellen sieht und nun die muthwillige Jugend warnt, sich nicht alsbald wieder ohne Steuer, Compaß und Segel auf das betrügliche Element zu wagen, noch den Leitstern aus dem Auge zu verlieren, den Glauben nämlich und die Furcht des Herrn, die zum wahren Friedensport führen.

Eine andere (die ergreifendste) Predigt ist: „das unerwartete Ende" 1813, eine Casualpredigt auf einen — Unglücksfall in Wichtrach. — Wahrlich, wenn es die schönste Kunst eines liebenden Christenherzens ist, mit den Fröhlichen sich zu freuen, mit den Weinenden zu weinen, so hat Wyß sie hier geübt und darum ging das Trösten ihm von der Hand. Er predigt Buße und gibt die Heilmittel für die Schäden der Menschen an. Stellt er den Glauben nicht voran, so gibt er ihm doch eine wichtige Stelle. Das Ziel steckt er dem Zuhörer so, daß derselbe es mit Gottes Hülfe erreichen kann. Zudem wirkt der Schwung der Phantasie in seinen Schilderungen anregend auf den Geist, der Rhythmus seiner Worte angenehm auf das Ohr. Denn je größere Leichtigkeit Wyß im Extemporiren besaß, desto gewissenhafter hereitete er sich auf seine Vorträge vor. Wundern wir uns daher nicht über das Urtheil eines Recensenten über die letzangeführte Predigt, in Wachlers theol. Annalen 1814; „Diese Casualpredigt verdient ein ausgezeichnetes Lob. Sie ist körnig. Die Gedanken sind scharf und ausgeprägt; alles ist so gesagt, daß es Stacheln im Gemüth der Hörer zurücklassen konnte. Der Verfasser scheint sich nach Müslin gebildet zu haben; er ist aber noch gedankenreicher als Müslin" [17]).

---

[17]) Ueber Müslin vergl. Taschenbuch 1853 S. 271. 1857 S. 237—238.

Indem wir dieß Lob eintragen, verhehlen wir uns nicht, daß Wyß doch nur ein Vorläufer von Müslin sein konnte, den wir näher beim Geiste des Evangelium glauben; gleich wie Müslin, freilich mit dem Gepräge seiner Zeit, wiederum ein Vorläufer der jetzigen Predigt des Evangeliums war; aber in prophetischer Kraft, wie Wenige nach ihm. — Wohl jedem Prediger; der mit dem Vorläufer in der Wüste spricht: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen! Das gilt auch für Wyß. — Die Propheten zu Typen genommen, ist die Gabe unseres Wyß mehr die eines Jeremias als die eines Jesaias: seine Taufe mehr die Johannistaufe als die Taufe der Apostel, — sein Blick mehr rückwärts gerichtet als vorwärts: seine Natur mehr der Furcht Gottes als der Liebe Christi zugewandt, von der es heißt: sie treibe die Furcht aus.

Gehen wir nun dem Zug unsres Wyß in die schöne Natur und die schöne Kunst nach und begleiten ihn für zwei Jahre zu seinem Schwager Kasthofer, damals Oberförster in Interlaken; reisen wir von da mit ihm zu Pfarrer Käsermann nach Meyringen, besehen die Verwüstungen, die der Alpbach angerichtet hat und nehmen Theil an seinem Entzücken über die großen Werke Gottes in diesen Thälern: so freuen wir uns zu sehen, wie er auflebt als Künstler und als Dichter.

In der Zeit solcher Ausflüge haben manche unsrer Leser wohl die besten Eindrücke von dem liebenswürdigem Wesen empfangen, dessen unser Wyß fähig war in guter Stimmung und Gesellschaft; Andere erinnern sich an seine Wanderungen in der Umgegend von Bern und an den blauen Frack, in dessen Schößen sein Sonnenschirm steckte, wohl noch am besten.

Wyß war in seinem Fach kein gewöhnlicher Zeichner; schon darum nicht, weil er sich nicht scheute, während mehr als 40 Jahren von Zeit zu Zeit Unterricht zu nehmen. Er verlegte sich auf den Baumschlag: wo er stand und ging,

forschte er nach malerischen Bäumen, namentlich Eichen. In diesem engen Kreise leistete er dafür desto Vorzüglicheres. Nicht so gelungen sind seine Felspartien.

„Dichter und Maler, schreibt uns Hr. Pfarrer Lüthard „in Ins, sind in vielen Beziehungen verwandte Naturen, und „so dürfen wir uns nicht verwundern, daß Johann Rudolf „Wyß von früher Jugend an bis zu seinem hohen Alter „sich mit dem Bleistift und dem Pinsel beschäftigte. Als „Freund der berühmten Künstler Heinrich Rieter und F. „Niklaus König zeichnete er viel nach ihren Studien, und „übte sich in der fleißigen, markigen Vortragsweise des Er„stern, und in der freien, geistreichen des Letztern. Die Wahl „der Gegenstände beschränkt sich ausschließlich auf die Land„schaftsmalerei; Bäume und Waldpartien, Wasserfälle, Fel„sen, Häuser und größere Prospekte. — Nachdem Herr Wyß „aus dem praktischen Geschäftsleben sich zurückgezogen hatte, „widmete er einen Theil seiner Muße mit seltener Beharrlich„lichkeit und treuem Fleiße — (nach der Art, wie er Alles „zu thun pflegte) der Ausübung der Kunst. Er pflegte einen „Theil der Sommer- oder Herbstzeit auf dem Lande zuzu„bringen, und wählte vorzugsweise bei einem Amtsbruder „Quartier zu nehmen, um mit Muße an Ort und Stelle „landschaftliche Gegenstände aufzunehmen, so daß beinahe aus „allen Gegenden des Kantons Bern sich Studien vorfinden; „die Einen sogleich vollendet, die Andern hingegen skizzirt „und in den Wintertagen ausgeführt. Obschon Wyß aus „Bescheidenheit auf den Anspruch eines Künstlers keinen An„spruch machte, so sind doch die Zeichnungen seiner spätern „Lebensperiode eines Künstlers vollkommen würdig, und da „die Composition eine freiere und eigenthümliche geworden ist, „aber doch den Charakter eines Geßner, Rieter und König „trägt, so sind sie durchgehends belebt von vielem Natur-

„gefühl. Die meisten dieser Studien sind als Geschenke, nach „dem Willen des Verewigten, in die Mappen seiner Ver„wandten, Freunde und Amtsbrüder, bei welchen er seine „Villeggiaturen wählte, übergegangen, und werden in dank„barem Andenken gehalten."

Dichter und Maler sind in der That verwandte Naturen. Was ihm der Pinsel verweigerte, bot ihm der Griffel, und dann erweiterte sich sein Kreis. Er malte dann nicht nur die Bäume und Häuser, nicht nur die unbeseelte, sondern die sie beseelende Schöpfung, den Menschen. Er glaubte, mit vielen seiner Zeitgenossen, in den Bewohnern der Oberländischen Thäler, die damals viel wohlhabender, und wohl auch glücklicher und unschuldiger waren, die Idylle eines reinen Naturvolkes gefunden zu haben. Süßes Heimweh nach dem für die große Welt allein verlornen Paradiese schwellte dann seine Brust. Die königlichen Gestalten der Hasler (deren ach! mehr bestattet als geboren werden) erschienen ihm als die letzten Ueberbleibsel einer vollkommenen Naturwelt. Doch kehrte er sich darum nicht von der Wirklichkeit lieblos ab. Die Freuden und Leiden, die Heimsuchungen, die Gebrechen und Laster des Volkes besprach er wohl Abends unterm Nußbaum mit den Verständigen und Wohlgesinnten unter dem Volke, wie mit dem Pfarrer und Amtsmann. So finden wir z. B. noch weitläufige Gutachten und Vorschläge, die er aus freiem Antrieb des Herzens über die Eindämmung des Alpbachs in Meiringen ausgearbeitet hatte. Und dieß ist uns ein Fingerzeig, von welchem Gesichtspunkte aus wir die nun zuletzt zu besprechenden Leistungen unseres Wyß, die poetischen und die gemeinnützigen, zu betrachten haben. Zuerst die poetischen.

Wyß hat es von Jugend auf in eine Zeit getroffen, wo es in allen Hainen rauschte und sang. Schon in der

ersten Lebenshälfte hat er drei Dichtergenerationen gesehen; zuerst Uz, Gleim, Ramler, Haller, Kleist, Gellert; dann den Göttinger Dichterbund, mit Matthisson, Salis und Geßner; und endlich das Heroenpaar Schiller und Göthe. Er selbst war, in seiner zweiten Lebenshälfte, mit den besten Dichtern und Künstlern der Schweiz im Bunde.

Damals, als Schiller blühte, war in Bern vor dem Buchladen der typographischen Gesellschaft ein Gedränge von Menschen, so oft ein neues Dichterwerk desselben erschienen war, und Wyß sang

„Vierzig Jahre zerrannen, eh Schillers Harfe mir tönte.
„Vierzig Jahre! So viel schwanden verloren dahin!"

In Charakter und Temperament hatte Wyß in seiner spätern Periode Vieles mit seinem großen Landsmann Haller gemein, so daß wir, mit ehrerbietiger Festhaltung der gewaltigen Vorzüge dieses wahrhaft großen Mannes, Schillers Urtheil über Haller zu einer annähernden Charakteristik unsres Wyß dürfen folgen lassen. „Kraft, Tiefe, und ein pathe-„tischer Ernst, sagt er, charakterisiren alle Dichtungen „Hallers. Von einem Ideal ist seine Seele durchdrungen, „und sein glühendes Gefühl für Wahrheit sucht in den stillen „Alpenthälern die aus der Welt verschwundene Unschuld. „Tief rührend ist seine Klage; mit energischer, fast bitterer „Satyre zeichnet er die Verirrungen des Verstandes und „Herzens, und mit Liebe die schöne Einfalt der Natur. Nur „überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemäl-„den, so wie in ihm selbst der Verstand über die Empfin-„dung; daher lehrt er durchgängig mehr, als er darstellt, „und stellt durchgängig mit mehr kräftigen, als lieblichen „Zügen dar."

Zur Charakteristik der frühern, überhaupt der lyrischen Dichtungen unseres Wyß lassen wir noch ein Kennerurtheil über Salis folgen, auch einen Schweizer aus einem nüchternen Kantone. Möge der Leser dann entscheiden, was davon auf Wyß paßt. „Salis Muse ist diejenige, unter deren „Leitung die Denham und Thomson, die Haller und Kleist „die Natur in ihren geheimsten Winkeln beschleichen, und „dann in größeren malerischen Gedichten verriethen, was sie „gesehen hatten. Salis weiß durch den Standpunkt, aus „welchem er zeichnet, und durch die allenthalben sicht„bare moralische Tendenz seinen Naturgemälden Ein„heit, Charakter und Interesse zu geben. Kraft ist mit „Grazie verbunden."

Um mit den Alpenrosen zu beginnen, in welchen unser Wyß sein Schärfstes, nicht aber sein Bestes niedergelegt hat, so begannen dieselben 1811 und währten bis 1830. Zwei Wyß dichteten in die Alpenrosen; der unsere führt den Namen Joh. Rud. Wyß I. oder der Aeltere. Unter dem Jüngern [18]) versteht man bekanntlich Joh. Rud. Wyß, den Verfasser des „Schweiz. Robinsons", der „Reise ins Berner Oberland", und der „Vorlesungen über das höchste Gut." Durch Wiederverheirathung seines Vaters war dieser jüngere Wyß der Neffe des Aeltern geworden. Der jüngere Wyß war zugleich der Herausgeber der Alpenrosen; zu seinen beliebtesten Mitarbeitern gehörten unter Andern Martin Usteri und Hegner von Zürich, Kuhn und Meisner von Bern [19]).

---

[18]) Joh. Rud. Wyß, Professor der Philosophie in Bern, siehe Taschenbuch, 1853. S. 312—313.

[19]) Ueber Meisner vergl. Taschenbuch 1853, S. 261—262. Leider ward noch keine einläßliche literarische Würdigung unseres trefflichen Volksdichters, Pfarrers Kuhn, veröffentlicht.

Sein Schärfstes, sagten wir, legte der ältere Wyß in die Alpenrosen; wir verstehen darunter seine Epigramme, seine Fabeln und Gnomen.

Die Zeitgeschichte lieferte den reichsten epigramatischen Stoff [20]).

Erwähnen wir als Probe einige Beispiele.

Epigramme.

Gewissensfreiheit.

Gewissensfreiheit! hört, wie laut man die bespricht!
Das Freisein merk' ich wohl, nur das Gewissen nicht.

Ferner:

Das gute Schweizervolk, ein Volk vom Hirtenorden,
Das friedlich Kuhmilch aß, ist nun zur Milchkuh worden.

Geschichtsresultat. (Alpenrosen 1820).

Was läßt am ersten sich aus der Geschichte klauben?
Daß Kleine stehlen, Große rauben. —

Die Geschichte. (1822).

Eine vortreffliche Lehrerinn ist die Geschichte; doch lernen
Wenige Menschen von ihr. Leider! die Schüler sind schlecht.

Die Satyre. (1822).

Der Weise liebet dich, erscheinst du mit Manier;
Doch hasset dich der Narr; der Böse fluchet dir,
Der Dümmling tobt; es macht der Heuchler dich zur Sünde. —
„Die Leute haben ihre Gründe!"

---

20) Platen sagt:
„Und wollt ihr treffen mit des Witzes Strahle,
„Kredenz euch Anmuth erst die Zauberschale." —

Große Sünde. (1817).

Der Sünden gibt es mancherlei,
Und ob denselben viel Geschrei.
Die kleinste ist es nicht, an Kopf und Geistesgaben
Ein halbes Quentchen mehr, als Einfaltspinsel haben. —

Der Weise. (1823).

Der Weise ist ein höh'res Wesen,
Durch Schein und Sinne nicht bethört.
Ich habe viel von ihm gelesen, —
Doch wenig noch von ihm gehört! —

Gnomen.

Alexander des Großen Sieg. (1823).

Du bezwingst die Welt, in jedem Kampfe der Sieger. —
Einen bezwingst du doch nicht: Einen, den schwächsten;
dich selbst.

Die Sterne. (1824).

Des Menschen Seele lerne
Von Euch, erhabne Sterne,
Wie man zur Höhe steigt,
Im Stillen glänzt, und schweigt.

Verschiedene Lagen. (1822).

Wie doch nach Jahr und Tagen immer
Sichs anders, Mensch, mit dir verhält.
Die Welt ist eines Jünglings Zimmer, —
Das Zimmer eines Greisen Welt. —

Leitung der Menschen. (1820).

Willig läßt sich Keiner weiter leiten,
Als sein Auge hinzusehn vermag.
Soll er weiter fröhlich dich begleiten,
Schenk erst seinem Auge hellen Tag. —

Vieler Herzen haben seine elegischen Klagen über den Tod seiner Kinder ihm gewonnen. Die aus den Alpenrosen bekannte bernische Dichterin „Meta", jetzt Frau Margarita Jäger, geborne Studer, welche Schillers Götter Griechenlands so schön und im christlichen Geiste erwidert hat, beantwortete im Jahrgang von 1818 auch seine Elegien mit einem Trostgedicht „An den trauernden Vater, von einer Ungenannten," und erhielt auf dem folgenden Blatt seinen Dank in dem Gedicht: „an meine ungenannte Trösterin." Hinreißend wahr ist die Trauerweide, A. R. 1812.

Nicht ohne Bedeutung für seine Zeit sind auch seine Fabeln (Alpenrosen 1820 und 1822), und seine „Sonette auf die Bernischen Reformatoren." Von „malerischen" Gedichten finden wir in den nur: „das Oberland." Unter den lyrischen zeichnet sich das: „Vergißmeinnicht auf der Haide" aus, unter den komischen die zwei an Stutz erinnernden: in berndeutscher Sprache: „Aennchens Erzählungen aus der Oper" (A. R. 1811) und „d's Vreneli ufem Wylerkamp." In lebendiger Jugenderinnerung dürften uns die zwei Knabenlieder sein,

I bin e lustige Springisfeld
I spicke Nuß und Bohne,

sowie das:

Bleisoldatenschlacht.

Früsch, Soldaten, ufmarschirt!
Früsch, im Sturmmarsch attakirt!

(A. R. 1812, Seite 29 und 96).

Von prosaischen Erzählungen fanden wir nur eine, die so anmuthige „Wanderung ins Muottathal" (1830) in den Alpenrosen. Das Schweizerische Literaturblatt bezeichnet sie als eine überaus liebliche Charakterzeichnung und sorgfältige,

historisch beachtenswerthe Darstellung von Suwarows Zug und Kampf im Muottathal [21]).

Unseres Dichters Hauptwerk ist die „Lyrische Halle," Bern, bei Burgdorfer. 1819. „In drei Epochen (sagt die „Jenaische Literaturzeitung 1826) sind diese Gedichte einge„theilt; den Frühling des Lebens, seinen Sommer und seinen „Herbst. Diejenigen der Jugend (des Frühlings) haben keinen „Vorzug vor den andern voraus; sie sind ebensowohl wie „die spätern mehr das Werk einer gefühlvollen Reflexion, als „einer feurigen Einbildungskraft und überströmenden Begei„geisterung. Da das Tändelnde, Neckende, und Scherzhafte „dem Verfasser nicht so angemessen ist, als wenn er sich in „ernsthafte Betrachtungen vertieft, Zeitereignisse mit dem Blicke „des Forschers durchschaut, oder mit seinen Freunden und „Verwandten sich freut oder klagt: so übertreffen sogar die „spätern Gaben der Muse die frühern an Interesse. Die „galanten Zierlichkeiten, welche der Dichter seinen Philinden „und Dorimenen sagt, sind (wie deren Namen) veraltet; „wässeriger und matter fließen die Reime; abgebleichter sind „die Bilder, schwerfälliger bewegen sich die Scherze. Da„gegen haucht in den Liedern an die Schwester (z. B. über „den Tod ihres Kindes) der belebende Athem der Empfindung,

---

21) Wie sehr Wyß dieser unschuldigen Klosterfamilie in ihrem idyllischen Thal ans Herz gewachsen war, zeigt ein in unsern Händen liegendes Gedicht der Nonnen an ihn, wo es unter Anderm heißt:

Kein Beichtiger von nah und fern
Wär unserm Kloster so willkommen:
Denn ach! er hat in's stolze Bern
All' unsre Herzen mitgenommen.....
Und blüht hier auch kein Myrtenreis,
So wird in unserm trauten Kreis
Dir doch manch' stilles Veilchen blühen. —

„und ein herzlich frommes Gefühl. Die Versuche sind im „Allgemeinen regelrecht, wenn sie auch zuweilen an Helve„tismen und einigen Härten kränkeln."

Diesem Urtheil fügen wir folgende Bemerkungen bei. Die Lieder des „Lebensfrühlings" sind meist anakreontisch, schäferhaft, oder auch ernst; der hohe und niedere Olymp und das ganze griechische Schäferpersonal Geßners ist aufgeboten. Das ging damals, als Wyß jung war, nicht anders, selbst Claudius fing so an. Unsere schalkhaften Oberländerinnen, zu urweltlichen Tugendbildern gestempelt, gefielen sich zwar schwerlich in dieser Rüstung Sauls, aus welcher Kuhn mit seiner naiven Muse sie erlöste; aber die „Glecktasche" ward eben in der Poesie erst mit der Zeit wieder hoffähig. Es ist kein Zweifel, daß die natürliche schlichte Einfalt und Wirklichkeit einzig Wahrheit und Dichtung versöhnt, und daß darum ein Kuhn und Claudius sich und Andere glücklicher und die Erde uns schöner machten, als ein Geßner und Wyß, fast fügten wir auch Haller hinzu. Das Reich des wahren Ideals ist nicht von dieser Welt; das Reich des falschen Ideals nicht für diese Welt. Jenes gibt uns ein seligmachendes Heimweh, diese eine unselige, unheimliche Wehmuth.

Unter den Gedichten der zweiten Epoche zeichnen sich aus: „die Mutter am Sarge ihres Kindes;" das „Wiegenlied" und das anmuthige „Liedchen für ein kleines Mädchen" in dem dritten Theile reihen wir hier gleich an. Dieser dritte und letzte Theil, wo uns nicht Blüthen, nicht Laub, sondern Früchte geboten werden, ist das Beste im Buch. Eine Reihe von Gemälden voll inniger Naturempfindung; „die Schöpfung der St. Petersinsel; die Wallnußbäume von Interlaken; Gerzensee; Bächihölzli; die Gegend um Thun; Sonnette auf den Riesen, und die Eisgebirge." O mit welch liebendem, sinnigen Auge blickt hier der schweizerische Dichter und Maler

sein Land an. Und wie verklärt sich des frommen Bewunderers Blick in seine irdische Heimath zuletzt zum Blicke in die Heimath droben! Wie spiegelt sich das Innerste seiner Seele am Ende — wie dieß am Schlusse der Lyrischen Halle der Fall ist — in des Naturbetrachters „Blicken in's Elysium!" —

Zu wenig bekannt sind seine 1826 erschienenen „Gesänge für Griechenlands Heldenvolk." Sie sind zu einer Zeit gedichtet und veröffentlicht, als die Fahne der griechischen Freiheit eben schwankte und zu fallen drohte. Ein Dankopfer für Hellas ziemt jedem Dichter; hier aber ehren wir auch den Mann, der zur bösen Stunde herbeieilt, Theilnahme und Mitleid erweckt; den Weisen, der vor den Fehlern des Griechenvolks die Augen nicht verschließt. Im Gedichte „Erwachen" gibt er den Maßstab, mit welchem ihr Werth und Unwerth gemessen sein will.

Auf den ersten, scherzhaften Theil des Büchleins legen wir kein Gewicht; wohl aber im zweiten, ernsthaften Theil auf die Gedichte „Menschengefühl;" „die Griechen;" die unmittelbar zum Herzen gehen; die jetzt noch dahin gehen sollten. An Kleist, Stolberg, Körner, Lavater und Wilhelm Müller mahnen folgende: „Lied eines griechischen Knäbleins, der zum Freiheitskampf zu klein ist; Ibrahim; Noto Bozzaris; und Miaulis der Seemann." Man lese seine Schilderung der Seeschlacht:

Wir nahen! durchschnitten die rauschende Fluth!
Die Kräfte gespannet mit griechischem Muth!
Nicht müde; verfolget; gejaget! Ja bald
Erreichen wir lustig den flüchtigen Wald (von Masten).

Zersplittert die Planke, das Steuer, den Mast,
Zerfetzet die Segel, dem Feinde nicht Rast! —

Laßt donnern die Schlünde, laßt blitzen den Strahl!
Und fasset zum Entern den blinkenden Stahl!

Auch zu dem im Jahr 1828 aufs Reformationsfest gedichteten Stimmen der Andacht (von Baggesen, Hünerwadel, Rütimeyer, Kramer u. A.) lieferte Wyß einen bedeutenden Beitrag: „das Auferstehungslied;" „das Gewitter;" „das Evangelium von Christo;" „an fromme katholische Brüder." Aus seinen hinterlassenen religiösen Gedichten erwähnen wir noch: „die verflossenen Jahrtausende;" „Jahres Anfang und Ende;" „Wechselgesänge zum evangelischen Gottesdienste." Es ist erquicklich zu sehen, wie erwärmend die Strahlen christlichen Glaubens, Hoffens und Liebens in dem oft verbitterten Gemüthe des Dichters wirken. Der polemische Faden jedoch, der seine religiösen Dichtungen durchzieht, vermindert wieder den wohlthuenden Eindruck. Reflexion frommer Vernunft könnte man seine religiösen Dichtungen nennen, im Gegensatz zu den jetzt beliebten geistlichen Liedern, die vom Herzen zum Herzen gehen. —

Nicht ohne Glück, aber ohne viel Wärme dichtete er sein biblisches Singspiel Jephtha (handschriftlich, in vier Gesängen, unvollendet). Es ist ein Stoff für künftige Dichter, wie sich denn auch die musikalische Composition desselben bereits bemächtigt hat.

Seinen Schwanengesang versparen wir auf den Schluß, und kehren somit wieder zu seinem Lebensabend zurück. — In der für Viele so heilsamen feuchtwarmen Luft Interlakens hielt es Wyß nur zwei Jahre aus und suchte eine frischere in Bern, wo er das Salzbüchsligut (gegenüber dem Monbijou) ankaufte und bewohnte.

Doch nun kamen die Dreißigerjahre. Grundsätzlich Aristokrat, sah er die neue Bewegung so ungern als die frü-

here. Seine Geschichtskenntniß und Erfahrung während und nach der französischen Revolution ließen ihn nicht glauben, nun sei aller Tage Abend — aber auch nicht glauben, es sei nun erst der rechte Morgen gekommen. So behielt er im Zorn denn Liebe genug, im Sturm Ruhe, im Streit Milde und in seinem Gewissen Muth genug, wo es Noth thäte, Hand an's Geistesschwert zu legen, und für wahres Volkswohl zu kämpfen, so lang Gott Kraft geben würde. Anlaß dazu fand und ergriff er zu vier Malen: vorerst 1832, als man wieder einmal meinte, man müsse recht viel Trinkhaus-Conzessionen ertheilen. — Traurige Kapellen politischer Regeneration, was sollet ihr auch wirken? — Er schrieb eine Flugschrift „über das Jagen nach Trinkhaus-Conzessionen," und erhob darin wieder die Mahnstimme, die vor 30 Jahren einen so gesegneten Wiederhall gefunden hatte. Ob mit gleichem Erfolge? bleibt in Frage. Im nämlichen Jahre warnte er in einer „Denkschrift an den Großen Rath der Republik Bern, betreffend die Zehnt- und Bodenzinserleichterung" vor einer bereits in Angriff genommenen Schwächung des Bernischen Staatsvermögens zu Gunsten des Seelandes. Auch dieser, auf Raths- und Comissionsverhandlungen fußenden Schrift fehlt es keineswegs an Schlaglichtern und Schlagschatten, die der Wirklichkeit entnommen sind. Einen bedeutenden Sturm erweckte er in Behörden und Zeitungen gegen sich durch die zeitgemäße, aber unwillkommene (und vielleicht zu düsterblickende) Schrift: „Die Entfremdung der Kirchengüter zum Staatsgewinn, in ihrem Gang und in ihren Folgen dargestellt." 1843. Er bewies an der Hand der Geschichte, daß das Bernische Kirchengut durch die sogenannte Dotationsakte von 1804 dem Staat zur Verwaltung, nicht aber zum Eigenthum gegeben worden sei; daß das willkürliche Verfügen über Kirchengüter, wozu sich manche

Staatsmänner vorläufig theoretisch berechtigt glaubten, wider Recht und Vertrag sei; ja, daß es überhaupt bedenklich sei, wenn die Kirche mit dem Staat einen solchen Vertrag habe. Er ermahnt hierauf die Regenten mit allen Gründen der Belehrung, Warnung, Vorstellung in Liebe und Ernst, sich nicht an einem Gute zu vergreifen, das der Kirche gehöre, weil dadurch die wirksame Kraft des geistlichen Standes zum Nachtheil von Volk und Staat untergraben würde.

Daß hier seine vielverschriene Dazwischenkunft nicht ganz umsonst gewesen sei, beweisen nicht sowohl die solennen Danksagungen und Deputationen kirchlicher Behörden, als ein Zeugniß Romangs (Ueber Bernische Kirchenverhältnisse, in Gelzers Protestant. Monatsblättern 1855) und seitherige Erfahrungen, welche zeigen „daß die Bernischen Staatsmänner es ebenso wenig über sich vermögen, das Recht der Kirche thatsächlich ganz zu verläugnen, als es ganz anzuerkennen."

Bekanntlich hat Wyß Neffe, Abraham Rudolf Wyß, Dr. juris [22]) unter der 46gerperiode diese Verhältnisse nochmals einer gründlichen Untersuchung unterworfen, durch welche die Rechte der Kirche auf ihr Kirchengut neben den Verpflichtungen und Rechten des Staates ins helle Licht rechtlicher und geschichtlicher Untersuchung gestellt worden sind. Kirche und Staat sind also beiden Männern zu großem Danke verpflichtet; Verletzungen dieser Rechte und Pflichten fallen von da an direkt auf's Gewissen derer, die sie begehen.

Schon früher, als die Reform der Armengesetzgebung angeregt ward, hat Wyß in Form einer Beigabe zur Allgemeinen Schweizerzeitung in 48 Spalten eine Arbeit veröf-

---

22) Vgl. im Taschenbuch 1856 die treffliche Biographie dieses ausgezeichneten Berners. D. H.

entlicht „Ueber das Armenwesen und dessen Reform, in Antwort auf den Vortrag der Großrathskommission (gedruckt bei C. Rätzer 1838, in 4.)." Die zu Untersuchung der Reformfrage niedergesetzte Commission hatte in besonderer Berücksichtigung des Seelandes und des Emmenthals den Grundsatz aufgestellt „es bessere Alles, wenn die gesetzliche Pflicht der Armenunterstützung aufgehoben werde." Dagegen führte nun Wyß die eigentlichen Ursachen der Armuth und die Mittel zur Abhülfe an der Hand der Thatsachen mit Belegen aus der Statistik, und aus den Verhandlungen des Großen Raths selbst auf. Als allgemeine Ursachen der Armuth nennt er die Uebervölkerung, die Trinkorte und Branntweinbrennereien, (14 Millionen alte Währung für Einfuhr berauschender Getränke gegen $2^1/_2$ Million Armenauslagen, innerhalb 4 Jahren). Als lokale Ursachen der Verarmung nannte er die Gebrechen des Landbaus, der Viehzucht, und das Fabrikwesen. Nach einer weitläufigen Kritik der Anträge der Commission zu Hebung des Volkswohls schloß er dahin: Keine Abschaffung der gesetzlichen Unterstützungspflicht, aber strenge Aufsicht über die Verwaltung der Armengüter; keine Centralisation des Armenwesens, aber gründliche Reform; Einschränkung der Wirthschaften; Polizei; ernsthafte Beförderung ächtchristlicher Gottseligkeit, in Glauben und Leben. — — „Leser, endigt er, verwahre diese „Blätter, und vergleiche sie jedes zehnte Jahr mit „dem Zustande des Landes. Dem Emmenthal und dem „Seeland wünschen wir gewiß jedes Gute, nur nicht durch „Ungerechtigkeiten." —

Hiermit schließen wir die Besprechungen von Wyßens Schriften über das öffentliche Wohl. Wir fanden ihn in einem Alter thätig, wo Andere das Schwert aus der Hand fallen lassen; und auf eine Weise thätig, die den Politikern

wider die Natur ist. Wyß sucht aber den Schwerpunkt des Volkswohls ganz anderswo als sie; nämlich an der Quelle des Heils; während jene löchrichte Brunnen im Schweiß ihres Angesichts graben, bauen, verzieren und — verlieren. Er tritt auch immer mit offnem Visir auf, nennt sich und Andere mit Namen, hält sich die Blätter, die ihn verunglimpfen und spricht: dixi, et salvavi animam meam.

Sein Schwanengesang war: „die Alpen," in 9 Gesängen; in Hallers Geist, Art und Versmaß. Nach einander finden wir hier geschildert: Oberhasle (Land und Leute); das Aelplerleben; die Reise über die Wengernalp und Scheideck; das Bödeli; das Faulhorn mit seinem Morgen, seinem Abend, seiner Sternennacht (und daran schließend das Firmament, und der Thron des Allmächtigen); die Eisgebirge und ihre verborgenen Schätze; die Thierwelt und ihre Kämpfe; der Mensch und sein Leid. Die Liebe — und die Lieblosigkeit — im Alpenlande bilden den Schluß des oft hochpoetischen, meist aber von der Reflexion und dem Schmerz getragenen Dichtervermächtnisses. Es ist der Greis, der am Rande des Grabes zurückblickt auf das Heimathland, und ihm gern einprägen möchte was bald seinem eigenen verklärten Antlitz aufgeprägt sein wird, — Genüge, Frieden, Liebe. Was ihm oft fehlte, gäbe er gern den Brüdern. Daher redet er alle Alter und Stände, ja das Vaterland am Schlusse also an:

Helvetia, weihst du dich treuer Liebe,
Noch lange wirst du fest wie deine Berge stehn.
Sonst kann ein Windesstoß, in stürmischem Getriebe
Des tollen Weltenkampfs dich, wie ein Blatt verweh'n.
Die Eintracht sei dein Schild, der Friede deine Schanze,
Die Treue deine Kraft, die Lieb' dein Vaterland.....

O pflanze Lieb' und Treu in Wiesen, Wäldern, Flühen,
Und laß in jedem Haus, in jeder Brust sie glühen!

Die letzten Lebensjahre wurden unserm Wyß durch die Schwächen des Alters lang. — Sein Gesicht und Gehör nahmen ab, die Engbrüstigkeit nahm zu. Lesen und Aufsätze schreiben mochte er nicht immer. Da trieb er denn an seinem merkwürdigen Sekretär, welcher zugleich als Stehpult diente, und für jede Feder und jeden Bleistift einen eigenen Platz hatte, Allerlei. Zur Kurzweil machte er sich kleine Notizenbüchlein, in welche er alle mögliche Dinge registrirte. Er redigirte zum vierten, fünften Male seine Gedichte, notirte alle Varianten, und feilte freilich manches Epigramm zu Tode, das bei seiner Entstehung voll Anmuth gewesen war. Correspondenz führte er keine. Vom Schreiben müde, begab er sich an die Hobelbank, fertigte Fliegenklappen und andere Instrumente auf den Vorrath. Dann begab er sich, vom kurzen Athem geplagt, zu seinem Ruhebett, welches kunstreich für jede verschiedene Lage des Körpers mit besonderen Kissen umhängt und belegt war. Hier ruhte er aus, nachdem er über seine zwei Flanelleibchen statt des Rocks und der Weste ein drittes angezogen hatte. Nach dem Mittagschläfchen sah er gerne den Besuch einiger getreuen Verwandten und Bekannten. Freunde hatte er von jeher wenige gehabt. Seine liebsten, wenigen überlebenden Amts- oder Promotionsgenossen, z. B. Dekan Leuw in Meykirch (vor ihm promovirt), Dekan Hürner in Oberburg, Dekan Gabriel Rudolf Bay von Kirchberg, später erblindet, in Bern, 1785 mit ihm eingeweiht, waren entweder todt, oder fern, oder noch unbehülflicher als er. Trotz solchen Unterhaltungen, wo er sehr liebenswürdig

und treffend witzig sein konnte, wurden die einsamen Abende ihm lang.

Auf sein Sterbelager hatte er sich lange zum Voraus auch im Aeußerlichsten gerüstet. Seine Bettstatt war ein Mechanismus, wie man ihn nicht oft sieht. Er hatte sich auf ein langes Siechthum mit Wandbrettern und Gestellen versehen, welche ihm manche Bequemlichkeit verschaffen sollten. Indessen, der liebe Gott gönnte ihm Besseres. Seine Krankheit war kurz und nicht sehr beschwerlich; am 30. Januar 1845 entschlief er im Frieden.

Mit ihm ist ein Mann hinübergegangen, ernst, religiös, aber gesetzlich; witzig, aber bitter; gemeinnützig und thätig, aber nach seinem Kopfe; verständig, aber nicht verstanden von Andern, noch Andere verstehend; groß denkend, aber ein Kleinigkeitskrämer; weitherzig nach Außen, aber im Innern des Hauses quälerisch vor lauter Sparsamkeit und Genauigkeit; gewissenhaft, aber durch Pedanterie und Eigensinn sich und der guten Sache schadend; mit Phantasie und Gemüth begabt, und doch stets ein Verstandesmensch; kein Genie, aber genial; eckig wie ein bourru bienfaisant; ein Original wie man sich keins mehr wünscht, da er das Unglück hatte, für seine Vorzüge und guten Absichten selten Anerkennung zu finden, während seinen Fehlern die Strafe auf dem Fuße nachfolgte. Kein glücklicher Ehemann — aber seine Frauen auch nicht glücklich; ein Vaterherz, an das sich Niemand schmiegte, denn es fehlte ihm der Alles überwindende, Alles schmelzende, und mit Anmuth und Huld übergießende Zauber jener Liebe, von der es I. Corinth. 13. heißt; die Liebe ist langmüthig und freundlich; sie eifert nicht; sie stellet sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern; sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles.

In seiner Jugend hatte Wyß einen schalkhaften Ausdruck. Die eingezogene Oberlippe, die hervorstehende Unterlippe, die klugen Wächter seiner Adlernase, die hellbraunen Augen, ließen Explosionen verborgenen Witzes befürchten. Anders war sein Ausdruck im Alter. Wie auf seines Vaters Bild, so ist auch auf dem seinigen der Ausdruck mit den Jahren sauer geworden. Dieß fiel ihm auf, als Dietler in den letzten Jahren sein Bild in Bleistift mit gewohnter Meisterschaft entwarf. „Mein Herz ist noch so sauer nicht, wie das veraltete Gesicht" — schrieb er den Empfängern hinten auf das Bild.

Und mit Recht. Sein merkwürdiges Testament bewies, daß er sichs nicht wollte nehmen lassen, den Leuten im Tode wenigstens Gutes zu thun, nachdem die Welt seine Gutthaten bei seinen Lebzeiten um der Form willen, in der er sie bot, verschmäht hatte. Zwei Drittheile seines, nach bürgerlichem Maßstabe nicht unbeträchtlichen Vermögens vermachte er seinen Haupterben. Den letzten Drittheil aber, den er zum Behuf leichterer Berechnung in Hundertstel getheilt hatte, bestimmte er für eine Menge kleiner Nebenerben, Personen sowohl, als Anstalten. Das Bemerkenswertheste sind zwei Legate, aus deren Ertrag jährlich altbewährten Knechten und altbewährten Mägden, welche bei einem Pfarrer lang und treu gedient hätten, Prämien ausgetheilt werden sollen. Dieß Vermächtniß wird regelmäßig durch besondere Verwalter ausgerichtet, und ist wohl eine edle Erinnerung an das Wort: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein in deines Herrn Freude! — Und so hat Wyß wahr gemacht, was er in den Alpenrosen 1820 unter dem Titel: die Abendsonne, gesungen:

Die Abendsonn' entzückt den Blick,
Verschönert irdische Gefilde;
Das Abendroth wirft ihren Strahl zurück,
Und nimmt dem Felsen selbst das Wilde.
..... Erkenne dich in diesem Bilde,
Du edler, hochverdienter Greis,
Der auf der letzten Bahn der Welt zu nützen weiß!